

Ulrich Peltzer:

**Laudatio auf Kathrin Rögglanlässlich der Verleihung des
Heinrich-Böll-Preises an Kathrin Rögglan am 1. Dezember
2023**

Es gilt das gesprochene Wort.

Wenn man das Privileg hat, mit Kathrin Rögglan schon lange befreundet zu sein, von „Niemand lacht rückwärts“, ihrem ersten Buch, an, fällt einem, also mir, anlässlich einer Preisverleihung wie heute Abend wieder einmal auf, wie weitgespannt ihr Werk ist und zugleich, wie sie sich treu geblieben ist in ihrer Arbeit, in ihrem Schreiben, das man, nicht zuletzt, charakterisieren könnte als kritische Untersuchung von Sprache und Sprechen; dem Gerede und Geraune, dem wir tagtäglich ausgesetzt sind, im Internet wie im Fernsehen, in einem Gerichtssaal wie in Management-Seminaren, in Clubs und Wohnzimmern, im Allerprivatesten wie vor einem Millionenpublikum. Wobei der Begriff Arbeit uns unter Umständen in die falsche Richtung lenkt, denn er unterschlägt das Spielerische, Ironische, Selbstkritische ihrer Literatur, das von Anfang an da war.

Von Anfang an, das heißt Salzburg, humanistisches Gymnasium, schriftliches Abitur in Latein, was mir, eingedenk der Qualen, die ich mit jemandem wie Sallust durchlitten habe, den allerhöchsten Respekt abnötigt. Aber, obwohl ich über diese Zeit

im Detail nicht viel weiß, scheint sich schon hier ein Charakterzug Kathrin Rögglas abzuzeichnen, den man etwas nassforsch als „hinein ins Getümmel“ bezeichnen könnte, „Bangemachen gilt nicht“, verbunden mit der Frage, was sich hinter dieser oder jener Rhetorik verbirgt, wie Macht sich äußert und konstituiert in spezifischen Begrifflichkeiten, die Autorität behaupten, um sich gegen Kritik zu immunisieren. Autorität schon allein dadurch, dass wir nicht so ganz verstehen, was, beispielsweise, ein Fachbegriff oder ein Anglizismus zu bedeuten hat, der bei allen anderen scheinbar Allgemeingut ist, uns aber nur wie eine Leerstelle vorkommt.

Die beiden Bücher nach „Niemand lacht rückwärts“ trugen die Titel „Abrauschen“ und „Irres Wetter“ und formulieren ein Programm, das Röggla bis heute verfolgt. Mutig abzurauschen in politische wie auch geopolitische Untiefen, dem Irrsinn eines Klimas nachspüren, das man mit Meteorologie nicht verwechseln sollte. Der erste Satz von „Abrauschen“ lautet: „mein vater war ein gartenzweig“, was einerseits, soweit ich das beurteilen kann, ungerecht ist, andererseits jedoch den oft abwesenden Vater, und das liegt nun nicht so fern, in eine Figur verwandelt, die eher im Vorgarten steht als wirklich präsent zu sein.

Rögglas Vater projizierte als Ingenieur in der damals noch so genannten dritten Welt Eisenbahntrassen, im Irak, in Algerien oder in Afghanistan, wo sie ihn mit Mutter und Bruder in den

Ferien besuchte - was ungewöhnlich genug war für das Österreich der siebziger und achtziger Jahre.

Auch wenn ich es mir nicht zu einfach machen will, liegt hier für mich der Ursprung einer Abenteuerlust, die sie auf Recherche-reisen Usbekistan und Tadschikistan, die Stadtlabyrinth von Tokio oder Teheran durchqueren ließ, auf ganz eigene Weise sich in die Tradition eines Autors wie Hubert Fichte stellend, der uns mit der verdrängten Außenseite der westlichen Zivilisation konfrontiert hat. Nur sind die Zeiten heute andere, schriller, lauter, ortloser, und es muss sich schon jemand wie Kathrin Röggla aufmachen, um die Urheber all der Geräusche, der Statements und Bekenntnisse, der Anklagen und Alibis an Ort und Stelle zu befragen, um etwas zu dem beizutragen, was juristisch unter Wahrheitsfindung läuft. In dem Bewusstsein allerdings, dass es schon bei einem Zivilprozess hierzulande manchmal eine schiere Unmöglichkeit ist festzustellen, wer angefangen hat; Katastrophen im Kleinen, die in ihrer Struktur den großen Katastrophen allerdings nicht nachstehen.

Ohne ihr zu sehr nahe treten zu wollen, darf ich, glaube ich, sagen, dass Krisen und Katastrophen Röggla anziehen, beziehungsweise umgekehrt, so ist es kaum noch ein Zufall, dass sie Augenzeugin der Anschläge auf das World Trade Center wurde. „Really Ground Zero“ heißt das Buch, das später aus den ursprünglich für die Tageszeitung geschriebenen Artikeln

geworden ist, jedoch das Format der Reportage oder Faktensammlung weit hinter sich lässt. Mehr als zu schildern, was uns sowieso schon aus zahllosen Quellen bekannt ist, oder sich bei der eigenen Betroffenheit aufzuhalten, beschäftigt sich Röggl mit der Art und Weise, wie nicht nur in den amerikanischen Medien das Desaster stattfindet, wie darüber verhandelt wird, wie man versucht, einen angemessenen sprachlichen Ausdruck dafür zu finden. Und wie man sich mit Hilfe cineastischer Metaphern bemüht, ich zitiere Röggl, „sich in seine Wahrnehmung wieder einzubinden, sich einer Realität zu versichern in kleinen kommunikativen Gesten voller Redundanzen und Wiederholungen.“

Womit wir im Grunde beim Kern ihres Schreibens sind, das zwei gleichberechtigte Seiten hat. Akribische Recherche, Tonbandaufzeichnungen, Mitschriften, Besuche an den Orten des Geschehens einerseits, und andererseits die skrupulöse Durcharbeitung des eingesammelten Materials, auf das zu verlassen, die ominöse Kraft des Faktischen, sich nur mindere Autoren erlauben. *À la*: toprecherchiert oder: alles selbst erlebt!

Fern jeden Dokumentarismus, verfügt Röggl über ein ganzes Arsenal ausgefeilter Techniken, Wirklichkeit und Text in Beziehung zu setzen und diese Beziehung zugleich zu befragen. An erster Stelle die indirekte Rede, die sie als erste auch in ihrem ganzen Potential auf die Bühne brachte. Figuren reden und dis-

tanzieren sich im selben Moment davon, sie sind uns, den Zuschauern und Lesern, manchmal so wenig greifbar wie sie sich selber. Mit der Illusion eines Realismus und einer Autorschaft aufräumend, denen die herrische Behauptung gemein ist: So war's, glaubt das jetzt. (Darüber allerdings müsste ich mit ihr, jetzt parathetisch gesagt und mein eigenes Schreiben betreffend, noch einmal ein Gespräch führen. Was, erlauben Sie mir diese ausgesprochen private Bemerkung, durchaus laut werden kann, obwohl wir beide wissen – wer schreit, hat unrecht.)

Um noch einmal auf die Katastrophe zurückzukommen, das Katastrophische, das oft in Nebensachen lauert, habe ich Rögglas Essays zum Thema noch einmal gelesen, und ich war aufs Neue enthusiastisch. Wie sie etwa an Hand von Katastrophen-Filmen, die mittlerweile nicht mehr nur ein belächeltes Subgenre der Kinoindustrie sind, mit all den Erdbeben, außerirdischen Riesen-Raumschiffen, Mutanten und Meteoriten-Einschlägen, wie sie an Hand dieser Filme von uns, unseren Ängsten und Projektionen, erzählt, von der Mentalität postfordistischer Gesellschaften, deren Versprechungen sich in den letzten zwanzig Jahren als sozialdemokratische Hohlitäten erwiesen haben, ist so einleuchtend wie brilliant, und ich muss gestehen, dass ich vor Bewunderung in die Knie geh.

Essays wie die soeben erwähnten sind Teil eines Werks, das wie kein anderes in der Gegenwartsliteratur, sehen wir von der

Lyrik ab, in allen Gattungen glänzt, Roman, Erzählung, Essayistik, Hörspiel, Theater, und allein dadurch schon singulären Charakter hat. Aber auch dadurch, dass Rögglä für mich den, und zwar lange zu Recht, diskreditierten Begriff des engagierten Autors wiederbelebt, weil sie sich nicht auf Gemeinplätze verlässt, sondern Widersprüche benennt, Abgründe, und Selbstverständlichkeiten in Frage stellt. Ich denke, dass Heinrich Böll sie sehr gemocht hätte, ihre Aufrichtigkeit und Unverdrossenheit, wie wir damals, ich bin ja nun einige Jahre älter als Rögglä, Böll bewundert haben für seinen Mut, gegen eine ganze Republik anzuschreiben; die einzige Stimme der Vernunft in einem Klima politischer Hysterie und Hetze. Was er danach erlebte, nach seinem Spiegel-Text: Sechs gegen sechzig Millionen, dem der Spiegel eine andere, denunziatorische Überschrift gegeben hatte, mit einem heutigen Shit-Storm zu vergleichen, ist so verkürzt wie geschichtsvergessen, gar nicht wenige seiner Kritiker, wollen wir sie mal Kritiker nennen, hatten dreißig Jahre zuvor noch SS-Uniformen getragen.

Dass Rögglä mit ihrer Familie heute in Köln lebt, hat seinen Grund natürlich darin, dass sie hier an der Kunsthochschule seit drei Jahren eine Professur bekleidet, könnte man aber auch so sehen, dass die vakante Position Heinrich Bölls eine Anwärtlerin, wenn nicht Nachfolgerin, gefunden hat. In Zeiten eines grassierenden Rechtsradikalismus und Antisemitismus, und darüber hinaus einer medialen Öffentlichkeit, die getrieben

wird von diskursiven Banalitäten, Pronomen-Debatten, anstatt sich mit aller Entschiedenheit dem zu stellen, was die demokratischen Grundlagen unserer Gesellschaft aushöhlt. Zuerst sprachlich aushöhlt, wie schon seit Jahren, um auf der Straße dann zuzuschlagen. Als hätte man Wachs in den Ohren. Kathrin Rögglas Werk gebührend darzustellen, ist bei der Zeitbegrenzung, die mir auferlegt ist, nur rhapsodisch möglich, lassen Sie mich deshalb noch kurz zwei ihrer Romane in den Blick nehmen, die exemplarisch sowohl ihre Arbeitsweise wie den poetologischen Mehrwert dieser Arbeitsweise zum Ausdruck bringen.

In der heroischen Phase der New Economy, erinnern Sie sich noch?, war von Work-Life-Balance relativ selten die Rede, und auch heute steht da, wo es um sehr viel Geld geht, in Börsensälen und Aquisition and Merger-Teams, weniger die Wellness im Vordergrund als Aktienwert und Einsparmöglichkeiten bei den Human Resources. Der Satz Rainer Werner Faßbinders, dass man schlafen könne, wenn man tot ist, ist in diesen Milieus kein Bekenntnis zu Kreativität um jeden Preis, sondern eine Banalität, die zu Beginn jeder Karriere steht. „wir schlafen nicht“ heißt Kathrin Rögglas großer Roman von 2004, der in virtuoser Vielstimmigkeit die Key Account Managerinnen und Praktikantinnen, die Senior Associates und Online-Redakteure einer Welt zu Wort kommen lässt, in der es menschliche Schwächen nicht mehr geben darf. Röggla montiert ihr Schwadronieren, ihre

Selbstgefälligkeiten und Ängste, ihre Überforderung und Hybris zu einem chorischen Panorama, das uns nicht nur etwas über unsere absonderliche Gegenwart erzählt, sondern, ganz en passant, die grundsätzliche Frage stellt: Wozu das alles? Eine Frage, die alle Protagonisten mit erheblichem sprachlichen Aufwand zu vermeiden suchen, sich an das Diktum Slavoj Žižeks klammernd: „So lange ich rede, bin ich noch nicht tot.“

Dass jede Äußerung mehr oder weniger so gefallen ist, wie wir sie bei Rögglä in indirekter Rede lesen, darf man ohne weiteres glauben, dient aber in der Dramaturgie dieses Romans nie zu irgendeiner Beweisführung, zu moralischer Erhöhung, oder der Legitimation alternativer politischer Positionen. Und genau das macht ihre Kunst aus, wir selbst sind es, denen wir da zuhören, gegen den Tod ansprechend, den sozialen, den gesellschaftlichen Tod, der jedem droht, der aus der Maschine herausfällt, sich mit allem, was einem an Sprache zur Verfügung steht, dagegen wehrend. Mitleid versagt sich Rögglä, wie sie jede Anwendung von Gefühllichkeit aus ihrem Schreiben verbannt, wohl wissend, dass nichts weniger zur Emanzipation beiträgt, als der sentimentalische Schwindel von Betroffenheiten jeglicher Natur. Denn erst so wird für sie Aufklärung möglich, als ästhetische Erkenntnis über die Codes und Zwänge einer Gegenwart, in der sich zu verfangen keine Schande, aber Anlass genug ist, zu fragen: Soll das ewig so weitergehen?

Scheint so, könnte man von heute aus sagen, und: es wird überhaupt nicht besser. Was vor zwanzig Jahren nur als Alptraum vorstellbar war, ist inzwischen Realität geworden, rechtsradikale Attentäter sind durch die Republik gereist und haben Menschen ermordet, die in ihren Augen, ja, was eigentlich?, nicht arisch genug aussahen? Man will darüber nicht wirklich nachdenken, und hofft darauf, dass in einem Gerichtsprozess geklärt werden könnte, was die Killer zu ihrem mörderischen Tun gebracht hat, wer sie ermutigte und unterstützte, um nicht zu sagen: aus welchem Schoß das alles kroch.

Jahrelang ist Kathrin Röggl aus Berlin nach München gefahren, hat ihren Platz auf der Tribüne eingenommen und notiert, was ihr zu Ohren kam. Was ihr zu Ohren kam, setzt sich nicht zusammen zu einem Prozessprotokoll - das kann in allen Einzelheiten nachlesen, wer sich dieser Mühe unterziehen mag -, sondern eröffnet einen Hallraum, in dem das Erschrecken über die Taten sich verbindet mit den Alltagsorgen der Stammbesucher, die wir nach und nach in Rögglas, in diesem Jahr erschienenen Roman „Laufendes Verfahren“ kennenlernen - mit ihren persönlichen Motiven, den Prozess zu verfolgen, ihren Ängsten und ihren, du sitzt auf meinem Platz, manchmal lächerlichen Rechthabereien. Hilflosigkeit spiegelt sich darin sowohl angesichts des Schreckens, den man von unten, wo Richter und Staatsanwälte und Verteidiger sich beharken, zu hören be-

kommt, wie angesichts des Bewusstseins von der Vergeblichkeit, dass hier, spätestens beim Urteilsspruch, Gerechtigkeit einkehren wird.

Das Banale und das Ungeheuerliche gehen in dieser Perspektive eine so irritierende wie erhellende Mischung ein, und wer je schon einmal, und nicht nur auf der Besucherbank, einen Strafprozess verfolgt hat, wird nicht nur das Procedere, sondern sich selbst wiedererkennen, zwischen Empörung und Resignation abrupt schwankend.

Dass Rögglä mit Nebenklägern gesprochen hat wie mit dem Gericht, versteht sich nach allem, was wir von ihrer Arbeitsweise wissen, von selbst, dass sie sich nie erhebt über ihre Figuren, deren Wissen marginaler und fragmentarischer ist, macht „Laufendes Verfahren“ zu einem Zeitdokument ganz eigener Art, das uns mit dem, was man Rechtsprechung nennt, wie unseren Erwartungen und Vorurteilen auf genuin literarische Art konfrontiert. Dass, und das sei nur nebenbei bemerkt, die Anwälte der Opfer den Roman für eine getreue atmosphärische Wiedergabe der Verhandlung halten, ist ein außerliterarisches Argument, mir aber an dieser Stelle wichtig zu erwähnen, um noch einmal zu betonen, was Literatur, Kathrin Rögglas Literatur, zu erschaffen vermag.

„Laufendes Verfahren“, „die alarmbereiten“, „Die falsche Frage“, „Bauernkriegspanorama“, „Publikumsberatung“, „Geschäftsführersitzung“, „sie haben soviel liebe gegeben“, „herr kinski“, „Kinderkriegen“, „Normalverdiener“, jeder dieser wunderbaren Titel von Rögglas Essays, Theaterstücken, Erzählungen verdient es, hier gewürdigt zu werden, sie haben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nicht ihresgleichen, vor allem nicht, was ihren Humor betrifft, der irgendwie doch ein österreichisches Erbe zu sein scheint. Die Lage ist ernst, aber wir lassen uns nicht aus der Façon bringen. Nicht nur im Theater bei einer Posse Nestroys ist Lachen erlaubt, jede Nachrichtensendung, jede Talk Show birgt Material genug. Sperrt mal die Ohren auf. Was einem mitunter schwer fällt, keinesfalls aber, jemandem wie Kathrin Röggl zuzuhören, sie zu lesen, als einer meisterhaften Autorin, die uns den Wahnsinn der Gegenwart in artistischer Nonchalance zum Besten gibt. Zu unserem Besten. Weil wir hinterher nicht mehr dieselben sind.

Liebe Kathrin, ganz herzlichen Glückwunsch zum diesjährigen Heinrich-Böll-Preis, wenn irgendwas passt, dann diese Ehrung.
Ulrich Peltzer